

The background of the book cover is a sepia-toned landscape painting. It depicts a dense forest of evergreen trees under a hazy, orange-brown sky. A winding path or road leads from the bottom left towards the center of the image. The overall mood is atmospheric and mysterious.

Jan Ilhan Kizilhan

Der Geschmack von Nebel und Tee

Ein Roman
zwischen
den Welten

EUROPA

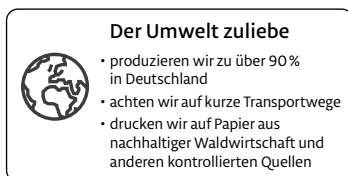
LESEPROBE

Jan Ilhan Kizilhan

Der
Geschmack
von
Nebel
und Tee

Ein Roman zwischen den Welten

EUROPA



1. Auflage 2026

© 2026 Europa AG Zürich

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock

Lektorat: Silwen Randebrock

Layout und Satz: Margarita Maiseyeva

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-95890-688-4

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.



Ansprechpartner für Produktsicherheit

Europa Verlage GmbH

Monika Roleff

Johannisplatz 15, 81667 München

Tel.: +49 (0)89 18 94 733-0

E-Mail: info@europa-verlag.com

www.europa-verlag.com

Inhalt

BUCH I

Kapitel 1	
Der Sturm vor dem ersten Wort	10
Kapitel 2	
Die Visite der unsichtbaren Wunden	22
Kapitel 3	
Die Narben des Zuhörers	40
Kapitel 4	
Der Professor und der Schatten in seiner Kehle	58
Kapitel 5	
Das Echo der Gewalt	73
Kapitel 6	
Verrückt, sagt der Imam	83
Kapitel 7	
Die Wahrheit, die nur im Flüstern existiert	97
Kapitel 8	
Der Kommissar und der Çay	110
Kapitel 9	
Zwischen Nähe, Verdacht und dem eigenen Abbild	121
Kapitel 10	
Der Wein des Zuhörens	134

Kapitel 11	
Zwei Schatten in einem Zimmer	154
Kapitel 12	
Zwischen Körper und Stimme	162
Kapitel 13	
Die Nacht, die auf der Brust sitzt	173
Kapitel 14	
Die Schwerkraft der Nähe	180

BUCH II

Kapitel 15	
Die Landkarten der anderen	198
Kapitel 16	
Der Dritte im Raum	213
Kapitel 17	
Die Tür in die Vergangenheit	225
Kapitel 18	
Zwischen Gutachten und Gewissen	237
Kapitel 19	
Die andere Gül	246
Kapitel 20	
Die Grammatik der Hoffnung	264
Kapitel 21	
Eine metaphysische Steuererklärung	279
Kapitel 22	
Das innere Tribunal	289

BUCH III

Kapitel 23	
Die Sprache der Schatten	300
Kapitel 24	
Falsche Kostüme, echte Wunden	313
Kapitel 25	
Kunst als Sprache der Seele	335
Kapitel 26	
Feindbild und Brüderblick	346
Kapitel 27	
Die unsichtbare Schuld, die an allen klebt	355
Kapitel 28	
Der Teerraum, in dem die Nacht kippte	366
Kapitel 29	
Der Winter, der zu schmelzen beginnt	373
Kapitel 30	
Frühlingsfest der Stimmen	392
Endnoten	400

BUCH I

*»Der Weise heilt, indem er versteht –
der Unweise, indem er eingreift.«*

Abū Bakr Muḥammad ibn Zakariyyā ar-Rāzī
(Rāzī, persischer Arzt)¹



KAPITEL 1

Der Sturm vor dem ersten Wort

Das Dorf Pfohren lag im frühen Morgen wie ein vergessener Gedanke im Nebel. Ein Ort, der sich selbst zu verbergen schien und dennoch seit Jahrhunderten an seinem Hang klebte, trotzig wie ein alter Baum, der schon zu viele Winter überstanden hatte. Die Fachwerkhäuser standen gedrunken beieinander, Balken wie vernarbte Rippen, Dächer wie müde, gefaltete Hände, die eine Geschichte festhielten, die nur noch als Flüstern existierte.

Der Regen hing schwer in der Luft, zögernd zwischen Fallen und Schweben. Der Schwarzwald schien den Atem anzuhalten, und das Tal glich einem verwaschenen Gemälde, von einer ungeduldigen Hand zu früh ins Wasser getaucht. Es war ein Morgen, an dem die Welt selbst nicht wusste, ob sie neu beginnen oder lieber weiterschlafen wollte.

Professor Hans Faul stand an seinem kleinen Küchenfenster und betrachtete genau dieses Bild, das so vertraut war und doch jeden Morgen neu wirkte. Die Bäckersfrau eilte über den Platz, ihr Mantel flatterte wie ein erschrockenes Tier. Sie bekreuzigte sich, eine Bewegung, die das Bild des Dorfes färbte, so selbstverständlich wie die schiefen Fensterläden und der rostige Dorfbrunnen, der seit Jahrzehnten mehr Moos als Wasser führte. Faul beobachtete sie, wie man ein immer gleiches Ritual betrachtet, das trotz-

dem jedes Mal etwas in einem berührt: vielleicht Wehmut, vielleicht geduldiges Ertragen, vielleicht nur ein stiller Gruß an die Zeit, die hier genauso beharrlich war wie der Regen.

Manchmal hatte Faul das Gefühl, Pfohren sei ein versteinertes Gedächtnis, eines, das sich weigerte, etwas loszulassen. Alte Männer, die an den Haustüren standen, ihre Hände tief in die Taschen vergraben, blickten schweigend in die Landschaft, als könnten sie durch reines Starren verhindern, dass sich etwas veränderte. Frauen, die früh Holzscheite trugen, bewegten sich mit der Präzision mechanischer Figuren: stets dieselben Wege, dieselben Blicke, dieselben kurzen, prüfenden Momente, wenn sie bemerkten, dass Faul am Fenster stand. Er wusste, dass sie über ihn sprachen. Nicht böse, eher aus jener engen Dorfvertrautheit heraus, die alles Fremde mit Misstrauen betrachtet. Der »verrückte Psychodoktor«, der Städter, der mit Paranüssen in der Manteltasche durch die Welt lief wie ein Pilger mit Reliquien. Der, der keinen Schnaps trank, der keinem Verein beitrat, der bei Festen fehlte und bei Lästereien nie mitlachte.

Der Professor war ein gut aussehender Mann, der die sechzig bereits überschritten hatte, wenngleich er um einiges jünger wirkte. Seine jugendliche Art erinnerte eher an einen schelmischen Onkel als an einen Psychiater. Was nicht bedeutete, dass er sich nicht hingebungsvoll den Patienten in seiner Obhut widmete; frühmorgens traf er schon vor den Putzleuten ein und blieb meistens lange, nachdem der Nachtdienst das Tagespersonal abgelöst hatte. Manchmal verbrachte er sogar die Nacht auf der Couch in seinem Sprechzimmer. Professor Faul, einmal geschieden und von einer großen Liebe vor seinem Antritt in der Klinik verlassen, beteuerte gern, er habe seine dritte und erfolgreichste Ehe mit der Klinik geschlossen. Eine psychosomatische Klinik wie jede andere, hatte Faul gedacht.

Ein Ort für das Leise, nicht für das Entgleisende. Kein Irrsinn, der mit Türen klirrte, keine Stimmen, die aus dem Nichts Befehle erteilten, keine Gurte, keine Notfallmedikamente, die Menschen erst wieder in eine Form pressten, die man »Denken« nannte.

Psychosomatik war die höfliche Schwester der Psychiatrie. Man klopfte an, man wartete, man erklärte. Die Patientinnen und Patienten kamen, weil sie noch funktionierten oder sich zumindest daran erinnerten, wie es sich einmal angefühlt hatte. Sie arbeiteten weiter, liebten weiter, scheiterten weiter, nur mit einer Erschöpfung, die blieb.

Faul selbst kannte diese Müdigkeit.

Sie war nicht spektakulär. Sie machte keine Geräusche. Sie war ein feiner Staub, der sich über die Jahre auf alles gelegt hatte: auf Bücher, Gespräche, Erinnerungen und Gefühle. Selbst die Trauer war müde und lustlos geworden. Sie meldete sich nicht mehr mit Schmerz, sondern mit Gleichgültigkeit. Eine Klinik wie diese erschien ihm deshalb fast tröstlich. Eine Art Wartezimmer des Lebens, dachte er, ein Ort für Menschen, die eine Pause beantragten, nicht Heilung erwarteten. Für ihn selbst bedeutete sie die Aussicht, endlich nichts mehr retten zu müssen. Keine Seelen, keine Systeme, nicht einmal sich selbst. Er nannte es innerlich seinen sanften Abstieg. Ein langsames Verschwinden aus der Verantwortung, getarnt als Neubeginn.

Und dann war da diese Abteilung. Transkulturell. Das Wort klang nach Fortbildung, nach Präsentationsfolien, nach Begriffen, die erklärten, ohne wirklich zu berühren. Faul hatte pflichtschuldig genickt, als man davon sprach, hatte sich Notizen gemacht, die er nie wieder las. Menschen seien verschieden, hatte man betont, ihre Kulturen, Prägungen und Geschichten für Diagnostik und Behandlung wichtig.

Faul glaubte, er müsse nur mit ihnen sprechen – mit oder ohne

Dolmetscher –, und er könne ihnen helfen. Er hatte keine Ahnung, wie es wirklich lief, wenn sich Patienten nicht an die Konzepte der Behandelnden anpassten. Diese Abteilung sollte ihn eines Besseren belehren. Dass es Formen von Leid gab, die nicht müde waren, sondern wach, unruhig, beharrlich – Leid, kombiniert mit Verbitterung, das nicht in seine abgeklärten Kategorien passen wollte.

Noch hielt er die Türklinke fest. Ein letzter Moment des Zögerns, den er später nicht erinnern würde. Denn Zynismus, wusste Faul, war oft nur Müdigkeit, die gelernt hatte, klug zu klingen.

* * *

Die Dächer des Dorfes glitzerten feucht, und der Regen in der Nacht hatte erneut nicht vermocht, alles Notwendige wegzuwaschen. Der Wind strich durch die Fachwerkritzen und brachte ein Flüstern hervor, das Faul an ferne Sprachen erinnerte, vielleicht, weil er sie täglich in der Klinik hörte. Nur hier klang alles dumpf und monoton, graue Noten, gespielt auf ungestimmten Saiten.

Als er seine Paranüsse vom Tisch nahm, setzte der Regen wieder ein. Dieses feine Pochen auf die Fensterbank, wie das leise Tasten eines Therapeuten, der versucht, an verborgene Stellen im Inneren eines Menschen zu gelangen. Das Dorf reagierte auf Regen wie ein alter Körper: knarrend, langsam, manchmal widerspenstig.

Faul nahm einen tiefen Schluck Kaffee. Bitter. Lauwarm. Ein Geschmack, der kaum noch wirkte. Vielleicht, weil sein Körper seit Monaten nicht mehr richtig mitspielte. Vielleicht, weil er spürte, dass etwas in ihm stockte. Vielleicht, weil er seit Jahren keinen Arzt mehr aufgesucht hatte. Die Vorstellung, sich untersuchen zu lassen, erschien ihm wie ein Angriff. Ja, er war selbst Arzt, aber er war auch ein Mann, der seine eigenen Diagnosen fürchtete. Er verdrängte seine Ahnung und deutete seine Müdigkeit und dieses

innere Zittern einfach als Teil seines Alters oder eine Nebenwirkung des Berufs.

Er nahm eine Paranuss, ließ sie zwischen Daumen und Zeigefinger kreisen. Ein seltsames Ritual, das ihm Halt gab, seit er spürte, dass seine Schilddrüse sich gegen ihn wandte. Er sprach es nie aus. Nicht einmal im Kopf. Aber der Druck in seinem Hals, die Müdigkeit in den Knochen, der unregelmäßige Herzschlag in manchen Nächten flüsterten ihm leise zu: Hashimoto. Doch er hatte gelernt, Stimmen zu ignorieren – erst recht wenn sie von innen kamen.

Er sah hinaus auf das Dorf, das ihm jeden Morgen bestätigte: Du bist hier, aber du gehörst nicht dazu. Pfohren war ein Ort, der nicht sterben wollte, aber auch nicht leben konnte. Ein Ort, der seine Bewohner festhielt wie eine gesprungene Schneekugel, die niemand mehr schüttelte. Alles blieb an seinem Platz. Selbst die Schatten der Häuser schienen seit Jahren an derselben Stelle zu liegen.

Faul wandte sich vom Fenster ab, schob die Paranuss in die Manteltasche, griff nach seinem Schlüsselbund und spürte für einen Moment schmerzlich die Erinnerung an Prag aufsteigen, jene Stadt, die sich im Gegensatz zu Pfohren immerzu bewegte, atmete, schimmerte. Als er die Haustür hinter sich schloss, war das Dorf noch da, unverändert, unbewegt, eine Kulisse aus Nebel und Holz. Ein Ort, der ihn jeden Tag empfing wie ein fremdes Tier, das man nicht streicheln sollte, aber dessen Nähe man sich nicht entziehen konnte.

* * *

Der Weg hinauf zur Klinik begann dort, wo das Dorf aufhörte zu atmen. Die letzten Häuser von Pfohren standen wie erschöpfte Wächter in der feuchten Morgenluft, ihre Fenster dunkel, ihre

Türen abgeschlossen gegen die Welt. Sobald Faul den steilen Anstieg nahm, veränderte sich die Landschaft. Die Bäume rückten näher, schlossen sich um die Straße, als wollten sie Ungebetene fernhalten. Spitz ragten die Fichten wie erhobene Finger in den Himmel. Bewegung und Stillstand, ein seltsamer Gleichklang von Spannung und dunkler Ruhe.

Der Wald herrschte. Er flüsterte in Sprachen, die Faul nicht verstand, und doch hörte er sie, jede einzelne Nuance. Wind, der wie singendes Metall klang. Blätter, die scharf aneinanderrieben. Der Atem eines Tieres, das unsichtbar blieb. Manchmal hatte Faul das Gefühl, der Wald beobachte ihn, prüfe ihn, messe ihn an irgendetwas, das mit bloßem Auge nicht erkennbar war. Es war derselbe Wald, durch den so viele seiner Patienten gekommen waren, getrieben von Erinnerungen, die nicht sterben wollten. Derselbe Wald, in dem die Geschichten des Dorfes wie eingegrabene Fossilien lagen. Und doch war dieser Wald ein anderer. Einer, dessen Schwere an diesem Morgen tiefer reichte als die Schatten zwischen den Stämmen.

Faul fuhr langsam, fast ehrfürchtig. Der alte Kombi schwankte auf dem feuchten Asphalt. In einer Kurve überfiel ihn plötzlich der Geruch von gebratenem Speck, der aus keinem realen Ort stammen konnte. Der Duft war so intensiv, dass er ihn sofort zurück in seine Prager Zeit katapultierte. Ein winziges Gasthaus nahe der Moldau, flackerndes Licht, Stimmen im Halbdunkel, Theaterleute, die über Rollen diskutierten, Wein, der rot und schwer wie Blut in den Gläsern ruhte. Ein Leben, das ihm heute vorkam wie ein Märchen aus einem Buch ohne Umschlag.

Er zwang sich, die Hände fester ans Lenkrad zu legen, und spürte gleichzeitig, wie sein Herz kaum merklich stolperte. Ein Zittern, so fein wie Staub. Er kannte das. Seit Monaten, vielleicht Jahren. Er wusste, dass sein Körper nicht länger schwieg, sondern

warnte. Doch er ignorierte ihn, wie ein Mann, der die Briefe des Gerichtsvollziehers ungeöffnet lässt.

Die Klinik erschien hinter einer letzten Biegung. Ein grauer Koloss, der sich aus Nebel und Beton erhob wie eine Burganlage, die vergessen hatte, dass Burgen längst keine Sicherheit mehr versprochen. Das Gebäude wirkte unnahbar, eine Festung ohne Zinnen, ein Rätsel aus Beton und dunklem Schwarzwaldholz. Es stand auf dem Hügel wie ein moralisches Urteil, als prüfe es jeden Besucher, der die Schwelle zu überschreiten wagte. Manche sagten, die Klinik ähnele einem gestrandeten Schiff, andere betrachteten sie als entgleistes Kapitel moderner Architektur. Für Faul war sie beides – und zugleich ein Organismus, der lebte, atmete, wachte.

Er parkte den Wagen und stieg aus. Wind schlug ihm entgegen wie ein kaltes Tuch. Ein dünner Regen fiel, der weder Tropfen noch Nebel war, sondern irgendetwas dazwischen. Das Licht des frühen Morgens fiel weich auf die Eingangstür der Klinik, sie wirkte wie ein riesiges verschlossenes Auge, das sich gleich öffnen und ihn ansehen würde.

Er zog den Mantel enger, griff unwillkürlich in seine Tasche und tastete nach einer Paranuss – eine Bewegung, die er nie bewusst ausführte. Rau und warm glitt die Nuss zwischen seine Finger, und wie eine vertraute Erinnerung breitete sich der Geschmack in seinem Mund aus. Die Nüsse begleiteten ihn. Sie waren sein kleines Ritual gegen die Angst – gegen welche genau, wusste er nicht. Vielleicht gegen die Einsamkeit. Vielleicht gegen den Körper, der sich veränderte. Vielleicht gegen ein inneres Beben aus früheren Zeiten.

Die Kliniktür öffnete sich schwerfällig. Der Geruch von warmem Chlor wehte ihm entgegen, heraufgetragen aus dem Halbenbad eine Etage tiefer. Faul trat hinein. Ein Geräuschteppich, gewebt aus allen Ecken und Etagen, umfing ihn: Klänge aus Spra-

chen, die er nur halb verstand, Schritte von Menschen, die überlastete Körper mit sich trugen, ein Summen, das irgendwo hinter den Wänden lebte wie ein eingeschlossenes Insekt.

Im Foyer kauerte ein Patient im grauen Trainingsanzug auf einem Klubsessel. Sein Kopf sank immer wieder nach vorn und schoss dann hoch. Ein Körper, der kämpfte, obwohl er weder Waffen noch Feinde sah. Faul erkannte das Muster, noch bevor er die Diagnose kannte. Ein Zittern aus den Tiefen der Psyche, ein nächtliches Monster namens Kabus, ein Albdruck, der manch schlaftrunkene Seele heimsuchte.

Faul wollte den Mann nicht wecken oder stören. Es war zu früh für Worte. Zu früh für Wahrheit. Er eilte zum Fahrstuhl, drückte auf den Knopf und sah in der Edelstahlverkleidung sein Gesicht, müde Augen, violette Schatten darunter, ein Bart, der nicht mehr streng und nicht mehr locker war, sondern nur noch da. Ein Gesicht, das sich erst wiederfinden musste.

Als der Fahrstuhl sich öffnete, trat er hinein und lauschte dem Summen der Maschine, einem mechanischen Puls, der ihn hinauftrug in den neuen Tag. Die Klinik war ein Ort, an dem Leben und Schmerz einander so nahe waren, dass sie dieselben Geräusche machten.

Der Fahrstuhl hielt, die Türen glitten langsam auf wie Lider nach einer schweren Nacht. Faul trat hinaus in einen Flur, der im morgendlichen Dämmerlicht lag. Die Wände hatten dieselbe Farbe wie das Wetter draußen: ein undefinierbares Grau, das zwischen Müdigkeit und Versprechen schwankte.

Und irgendwo tief im Gebäude, kaum wahrnehmbar, hörte Faul das, was er im Dorf nie hörte: das gleichzeitige Aufwachen vieler Welten. Stimmen verschiedener Länder, Nationen, Religionen. Schritte von Menschen, die sich kaum kannten und doch nebeneinander lebten.

Es war ein eigenartiger Klang. Einer, der sagte: Hier beginnt der Tag. Hier wird etwas geschehen. Hier wird etwas ans Licht kommen, ob man will oder nicht. Faul atmete ein, spürte wieder diese leichte Enge in seinem Hals, ein Druck, der kam und ging wie ein Schatten. Er ignorierte ihn, wie immer. Er hatte keine Zeit für seinen Körper. Die Klinik verschlang jede Sekunde, jede Faser, jeden Gedanken. Und er ließ es zu. Weil er wusste, dass hier, in diesem Gebäude, all die Stimmen jener Welten lebten, die zwischen Schmerz und Hoffnung wanderten. Und weil er ahnte, dass sein eigener Weg nicht anders war.

Er ging weiter. Und die Klinik nahm ihn auf, wie ein Organismus einen Herzschlag annimmt. Der Wind baute sich über dem Schwarzwald auf wie ein Tier, das zu lange eingesperrt gewesen war. Schon während der Morgen sich durch die grauen Flure der Klinik tastete, spürte Faul die Spannung in den Wänden, ein kaum hörbares Vibrieren, das sich anfühlte wie der tiefe Atemzug vor einem Schrei. Das Licht der Neonröhren flackerte leicht, wie ein Zittern, das auf etwas Dringendes aufmerksam machen möchte, und die schweren Glasscheiben an den Stirnseiten des Gebäudes erzitterten im ersten Ansturm der Böen.

Faul ging langsam den Flur hinunter, seine Schritte gedämpft vom Linoleumboden. Die Geräusche des Sturms mischten sich mit denen der Klinik, ein eigenartiges Gemisch aus mechanischem Atem und naturhafter Wut. Der Wald draußen knatterte gegen die Fenster. Die Klinik antwortete mit einem tiefen Brummen, dem Geräusch eines Ortes, der sich auf seine Weise verteidigte. Die Luft war elektrisch, voller aufgestauter Worte und ungelöster Geschichten.

Der Tag begann mit einer jener Visiten, die sich anfühlten, als seien alle Stimmen des Hauses zu einem einzigen Klang verwoben. Türkisch, Kurdisch, Arabisch, Persisch, Deutsch – Sprachen,

die sich wie Windstöße gegenseitig überlagerten. Faul stand inmitten dieser Polyphonie, ein scheinbar ruhiger Fixpunkt, während der Sturm draußen lauter wurde.

Gül begegnete ihm im Flur, glitzernd wie immer, ihr Handy in der Hand, wie ein Organ, das an ihrer Fingerspitze hing.

»Professorchen, der Wind macht heute Drama«, sagte sie und zeigte mit einer Mischung aus Neugier und Eitelkeit auf das schwankende Licht. Ihre Stimme war hell und gleichzeitig erschöpft, als mische sich Lampenfieber mit Müdigkeit. Sie ging weiter, der Duft ihres Parfüms zog hinter ihr her, und Faul wusste, dass sie wieder streamen würde, egal, wie oft er es zu verhindern suchte.

Im Stationszimmer herrschte eine Unruhe, die nicht allein vom Wetter kam. Schwester Aylin, deren Augenringe den Farbton alter Tintenflecke hatten, tippte auf einem Tablet. Numan saß auf einem Stuhl und ließ sich von einer Schwester den Blutdruck messen, da ihm schwindelig geworden war. Seine Stimme war kaum mehr als ein Atem, als er sagte: »Der Sturm nimmt alles. Auch mein Geld. Auch meine Hoffnung.«

Faul beugte sich neben ihn, legte die Hand auf seine Schulter, spürte das Beben darunter. Es war ein Zittern, das nicht vom Wind kam.

»Alles wird gut.«

Das war eine Lüge, aber eine notwendige, ein Versprechen wie ein warmer Mantel, um jemanden für ein paar Stunden vor der Kälte der Realität zu schützen.

Ein neuer Patient stand plötzlich im Türrahmen, die Stirn gerunzelt und sein Blick suchend. Er inhalierte die Atmosphäre so tief, als könne sein Atem Lüge und Wahrheit voneinander trennen.

»Lüge«, zischte er, nicht aggressiv, sondern wie jemand, der eine Diagnose stellte. »Erst tränken, dann stehlen.«

Seine Stimme war ein Splitter im Raum. Der Wind draußen nahm in diesem Moment zu.

Dann knatterte plötzlich die Stimme des ehemaligen Soldaten, der den Krieg körperlich, aber nicht seelisch überlebt hatte, über den Flur: »Stuhlgang erfolgreich, Serotoninspiegel stabil!«

Er salutierte mit einem zusammengefalteten Desinfektionstuch, wie ein Offizier, der im Begriff war, einem General Bericht zu erstatten. Der Moment war grotesk und komisch zugleich, ein Fehler im System der Dramatik. Numan musste trotz aller Erschöpfung lächeln, ein kleines Zittern im Mundwinkel, aber ein echtes.

Der Sturm drängte sich wieder in den Vordergrund. Ein Donnerschlag folgte, so laut, dass die Wände kurz bebten. Faul spürte den Druck im Bauchraum, ein Echo der Nacht zuvor. Die Klinik war nicht nur ein Gebäude, sie war ein Barometer für all die aufgestauten Schmerzen, die in ihr lebten. Und der Sturm verstärkte alles, er machte die unausgesprochenen Konflikte sichtbar, wie eine Hand, die über staubige Oberflächen fuhr und Spuren freilegte.

Der Sturm untermalte die Teamsitzung wie ein zusätzlicher Teilnehmer im Raum. Dr. Bock, mit seinen scharf geschnittenen Sätzen, pochte auf klare Strukturen, auf Zeitpläne, auf Ordnung. Dr. Bal, immer noch verwurzelt in ihrer Kultur, die Heilung nicht an Minuten festmacht, widersprach mit ruhiger Stimme und zugleich unerschütterlicher Gewissheit. Die Geräusche des Wetters drangen durch die Fenster, und manchmal hatten Faul und die anderen den Eindruck, der Wind wolle mit den Therapeuten sprechen. Wie ein Streit zweier Flüsse, die aufeinanderprallen und versuchen, ein gemeinsames Bett zu finden.

Faul hörte zu. Er hörte immer zu, mehr als er sprach. Seine Hände lagen ruhig auf den Knien, doch in seinem Inneren rumortet etwas, ein Teil von ihm, der sich weigerte, still zu sein. Bei jedem

Stoß des Sturms zuckte sein Herz, nur ein winziger Stolperer. Ein kaum merkbares Aussetzen, das er sofort überhörte. Faul war gut darin, seinen Körper zu ignorieren. Vielleicht zu gut.

Als eine besonders heftige Böe die Fenster der Lounge erzittern ließ, wandten sich alle Köpfe nach draußen. Ein kurzer Moment kollektiven Schweigens. Faul sah, wie die Schatten der Bäume wie dunkle Hände nach den Wänden griffen. Das Tosen des Sturms war stärker als alles, was im Raum gesprochen wurde.

Und irgendwie, obwohl er es nicht verstand, fühlte Faul sich von diesem Sturm beobachtet. Als wäre er nicht nur ein Wetterphänomen, sondern ein Spiegel. Als wäre der Wald, die Luft, der Himmel, ja sogar das fahle Licht der Neonröhren Teil eines umfassenden Urteils über ihn. Ein Urteil, das er sich selbst seit Monaten nicht auszusprechen traute. In Gedanken sagte sich Faul: Ich muss mit diesem Wein am Abend aufhören!

Der Tag drängte voran, doch der Sturm blieb. Manchmal klang er wie ein Chor, manchmal wie der einsame Ruf eines verletzten Tieres. Und immer wieder kehrte dieser seltsame Gedanke zurück: dass der Sturm nicht draußen tobte, sondern in ihm.

Faul atmete ein, tief, so tief er konnte, ihm war, als schmeckte er den metallischen Hauch des Regens auf seiner Zunge, obwohl er drinnen stand. Er wusste, dass noch etwas kommen würde. Etwas, das tiefer ging als Wind, als Donner, als die flackernden Lichter.

Und er wusste bereits jetzt: Der Sturm war nur der Anfang.

KAPITEL 2

Die Visite der unsichtbaren Wunden

Der Morgen legte sich wie ein matter Schleier über die Schwarzwaldklinik. Durch die langen, kahlen Flure zogen die Stimmen der Pfleger, das Klappern von Tassen, das Rascheln von Akten. Professor Hans Faul kam langsam den Gang entlang, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, die Schritte bedächtig. Kein Weiß schimmerte an ihm. In dieser Klinik war es Grundsatz, keine Kittel zu tragen, zu sehr erinnerten sie an Macht und Distanz, an Kranksein und Arztsein. Hier sollten sich alle als Menschen begegnen, nicht als Rollen.

Nur wenn körperliche Untersuchungen nötig waren, wenn ein Patient sich entkleiden musste, schlüpfen die Fach- oder Assistenzärzte in ihre weißen Kittel. Nicht als Uniform, nicht als Zeichen der Überlegenheit, sondern als schützender Mantel, der Intimsphäre und Abstand zugleich wahrte. Faul selbst, als Chefarzt, ließ seine Ärzte die Untersuchungen durchführen. Er war Regisseur, kein Handwerker. Seine Bühne waren die Worte, die Gesten, die Blicke. Die eigentliche Psychotherapie übernahmen die Psychologinnen und Psychologen, die neben ihm saßen und aufmerksam lauschten.

Der Konferenzraum war bereits gefüllt. Ärzte und Therapeuten saßen aufgereiht, manche stramm wie Soldaten, andere nervös auf

ihren Stühlen rutschend. Ihre Notizblöcke lagen bereit, als warteten sie darauf, dass die Tinte die unschuldigen Blätter mit Notizen von Diagnosen, Erklärungen und Vorgaben füllte. Faul trat ein; ein leichtes Nicken nur, und sofort schien die Luft im Raum dichter zu werden. Er setzte sich ans Kopfende, faltete die Hände, und die Stille dehnte sich – wie auf einer Bühne, bis der erste Akt begann.

»So«, begann er mit einer Stimme, die zugleich warm und bestimmt klang, »dann wollen wir hören, was uns heute bewegt. Bringen Sie die Welt herein.«

Die Tür öffnete sich, und die erste Patientin trat zögerlich in den Raum. Frau Abdallah war Ende fünfzig, gedrunken, das Kopftuch straff gebunden, als wolle sie verhindern, dass etwas in ihr zerfällt. Ihre Augen trugen dunkle Ringe, da ihre Nacht noch nicht geendet hatte. Sie hielt die Handtasche und ihren Behandlungsplan mit beiden Händen vor dem Bauch, wie ein Kind, das Schutz sucht.

Faul deutete auf den Stuhl vor ihm. »Setzen Sie sich, Frau Yasmin Abdallah. Erzählen Sie uns, was Sie quält.«

Sie setzte sich schwerfällig, starrte einen Moment zu Boden. Dann hob sie den Kopf, ihre Stimme brüchig, fast trotzig: »Alles. Mein Kopf, mein Rücken, mein Herz, meine Beine – alles ist kaputt. Ich kann nicht mehr. Ich bin nichts mehr wert.«

Einige junge Ärzte beugten sich vor, ihre Stifte glitten eifrig über das Papier. Einer flüsterte fast hörbar das Wort »Somatisierung«.

Faul hob die Augenbraue. »Alles kaputt? Das ist praktisch. Spart uns Zeit. Wir brauchen dann keinen Atlas, um die Stellen einzeln abzuklopfen.«

Ein leises Lachen ging durch die Reihe der Therapeuten.

Doch seine Stimme wurde weicher. »Sehen Sie, Frau Abdallah, in Ihrer Kultur spricht der Körper für die Seele. Manchmal schreit

der Rücken, wenn eigentlich das Herz weint. Manchmal schmerzt der Kopf, wenn Gedanken zu schwer geworden sind. Was haben Sie getragen in Ihrem Leben?»

Frau Abdallah schwieg einen langen Moment. Dann löste sich etwas, und die Worte fielen schwer wie Steine. »Ich war zwanzig, als ich nach Deutschland kam. Drei Kinder habe ich großgezogen. Mein Mann war in der Fabrik, Schicht um Schicht, und wenn er nach Hause kam, war er müde oder betrunken. Ich habe geputzt, gekocht, geschuftet. Meine Schwester blieb im Dorf, meine Mutter starb früh. Alles fiel auf mich. Ich habe geschwiegen, wenn er schrie. Geschwiegen, wenn er trank. Ich habe getragen, Herr Doktor, getragen, getragen, und jetzt ... jetzt kann ich nicht mehr.«

Tränen sammelten sich in ihren Augen. Ihr Atem ging flach, begleitet von der Furcht, sogar die Luft könnte zur Last werden. Faul nickte, sein Gesicht ernst, fast zärtlich. Er drehte sich halb zu den jungen Ärzten.

»Sehen Sie? Der Körper erzählt, was die Seele nicht mehr in Worte fassen kann. ›Wanderschmerzen‹, wie unsere Patientin berichtet, Schmerzen, die wandern, sind oft Sorgen, die keinen Platz mehr finden.«

Dann wandte er sich wieder an die Frau. »Wir werden Ihnen helfen, Frau Abdallah. Kleine Schritte, kleine Übungen, damit der Körper lernt, nicht jede Last allein tragen zu müssen. Und Sie, Frau Bal«, er sah die Oberärztin und Leiterin der transkulturellen psychosomatischen Abteilung an, »Ihr Team soll Frau Abdallah behutsam begleiten. Leichte Bewegung, Gespräche und vielleicht auch das Recht, einmal Nein zu sagen.«

Frau Abdallah nickte langsam. Ihre Finger lockerten den Griff um die Tasche, und sie legte den Behandlungsplan für die Woche auf den Tisch. Als sie den Raum verließ, atmete sie etwas tiefer. Waren es seine Worte, die halfen, dachte Hans Faul, oder nur sein

Titel, denn er trug, wie ein Placebo, das manchmal half, wenn der Glaube stark genug war.

Die Tür ging erneut auf, und Herr Kaya betrat den Raum. Ein Mann Mitte sechzig, schmal, mit eingefallenen Wangen und einem Gesicht, das von der Sonne Anatoliens gegerbt war. Seine Schritte waren vorsichtig, als trage er etwas Zerbrechliches in sich. Er setzte sich langsam, die Hände im Schoß gefaltet, der Blick unruhig zwischen Boden und Ärzt Runde schweifend.

Faul neigte den Kopf. »Herr Suleyman Kaya, erzählen Sie uns bitte, was Sie empfinden.«

Der Mann räusperte sich, sprach mit schwerem Akzent, seine Worte holperten wie Steine auf einem Feldweg:

»Mein Magen ... er ist gefallen. Manchmal spüre ich, wie die Nabel nach unten rutscht. Sie rutscht ganz tief, Herr Doktor. Und wenn sie fällt, dann bekomme ich keine Luft mehr.«

Einige der jungen Therapeuten warfen sich verstohlene Blicke zu. Einer griff bereits zum Stift, notierte hastig: »Somatoforme Störung«.

Faul lehnte sich zurück, ein Lächeln huschte über sein Gesicht. »Die Organe machen Ausflüge?«, murmelte er. »Hoffentlich haben sie eine Fahrkarte.«

Ein gedämpftes Kichern ging durch die Runde, dann wieder Stille.

»Aber ernsthaft«, fuhr er fort, nun mit festerer Stimme, »das ist kein Unsinn. Es ist ein Bild, eine Sprache, die uns etwas sagen will. Wir müssen lernen, in diesen Bildern zu hören, nicht, sie wegzuwischen.«

Herr Kaya hob zögernd den Kopf. »Manchmal spüre ich, wie etwas in mir verrutscht. Als ob ich ... nicht mehr richtig zusammengehalten werde.«

Faul beugte sich leicht nach vorn, seine Stimme sanft: »Ihr

Körper erzählt von Instabilität, Herr Kaya. Von einem inneren Boden, der nicht mehr trägt. Erzählen Sie uns: Was hat Sie so ins Wanken gebracht?»

Der Mann schwieg, die Hände zitterten leicht. Schließlich sprach er: »Ich habe meine Frau verloren, vor zwei Jahren. Sie war mein Halt. Seitdem ... ist alles leer. Ich esse, und es rutscht nicht mehr. Ich schlafe, und der Schlaf hält nicht. Ich habe das Gefühl, meine Organe gehorchen mir nicht mehr. Sie wollen weg.«

Ein tiefes Schweigen senkte sich über den Raum.

Faul nickte langsam, er wartete und wusste, dass noch etwas kommt. »Das Herz bleibt, Herr Kaya, auch wenn es schmerzt. Wir werden gemeinsam daran arbeiten, dass Ihr Körper wieder Vertrauen findet. Sie bekommen eine sanfte körperliche Behandlung, Tee, leichte Ernährung, Medikamente für den Schlaf und Gespräche, die Halt geben. – Frau Dogan«, er sah zur Psychotherapeutin, »arbeiten Sie mit ihm an dieser inneren Stabilität. Damit die Organe wissen: Sie gehören zu ihm und nirgendwo anders hin.«

Herr Kaya atmete schwer, aber er nickte, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen.

Die Tür öffnete sich erneut, und ein junger Mann trat ein. Kaum dreißig Jahre alt, hager, mit fahler Haut, die Augen tief eingesunken. Er wirkte entrückt, mehr Schatten als Mensch, zufällig in diesen Raum geraten. Sein Gang war schlurfend, seine Schultern hingen wie leere Kleiderbügel. Er setzte sich ohne Aufforderung auf den Stuhl, starrte ins Leere und sagte mit tonloser Stimme: »Ich bin seit zehn Jahren tot.«

Ein Rascheln ging durch die Reihe der Assistenzärzte und Psychotherapeuten. Einer hob sofort den Stift, murmelte halblaut: »psychotisch«, ein anderer flüsterte: »Depression«.

Faul hob die Hand, ein scharfes, aber leises Zeichen, und die Stifte erstarrten. »Tot, sagen Sie?«, fragte er mit einem schiefen

Lächeln. »Und doch sitzen Sie hier und sprechen mit uns. Vielleicht ist das ein Hinweis darauf, dass es im Jenseits erstaunlich gute Cafés gibt.«

Einige Therapeuten lachten kurz, unsicher, fast erleichtert. Doch Faul ließ sein Lächeln wieder sinken, sein Blick blieb ernst.

»Sagen Sie mir: Was bedeutet dieser Tod für Sie? Woran sind Sie gestorben?«

Der junge Mann drehte langsam den Kopf, die Stimme brüchig, aber klar: »Am Krieg. Nicht an Kugeln, sondern daran, dass ich alles verloren habe. Mein Vater wurde verschleppt, meine Mutter starb krank, und ich blieb übrig. Seitdem ... lebe ich nur wie eine Hülle. Ich stehe morgens auf, aber in mir ist nichts. Ich lache, wenn andere lachen, aber in mir ist nur Stille. Ich bin tot, Herr Doktor. Schon lange.«

Die Worte fielen schwer in den Raum, und für einen Moment schien selbst die Luft den Atem anzuhalten.

Faul nickte, sehr langsam, und wandte sich an seine jungen Kollegen. »Sie hören? Dies ist kein Wahn. Es ist eine Metapher. Ein Bild für eine Seele, die aufgehört hat, lebendig zu sein. Wer jetzt nur ›Psychose‹ notiert, hat die Hälfte verpasst.«

Er wandte sich wieder an den Patienten. »Manchmal, mein Freund, bedeutet ›tot‹, dass man aufgehört hat zu leben, wie man es einst konnte. Aber Sie sind hier. Sie sprechen. Das ist ein Funke. Und ein Funke kann ein Feuer werden.«

Der junge Mann hob vorsichtig den Blick, ein Schatten von Zweifel in den Augen. »Ein Feuer?«

»Ja«, sagte Faul ruhig. »Ein kleines Feuer, das Sie wärmt. Wir werden gemeinsam versuchen, dieses Feuer wieder anzufachen. Es wird dauern, aber Sie sind nicht allein.«

Er sah zur Oberärztin, vorsichtig, nicht direkt in die Augen, aber doch nur zu ihr.

»Frau Bal wird mit Ihnen an kleinen Erinnerungen an das Leben arbeiten. Musik, Bilder, vielleicht ein Spaziergang. Dinge, die den Funken nähren.«

Frau Dr. Bal reagierte nicht und würdigte den Chef mit keinem Blick.

Der Patient nickte kaum merklich. Für einen Augenblick schien sein Blick nicht ganz so leer, ein erstes Licht, wenn auch noch schwach, zeigte sich aus der Ferne.

Die Tür ging auf, und Melisa Dogan trat ein. Eine junge Frau, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, schlank, mit langen dunklen Haaren, die sie offen trug – ein stiller Protest gegen das Kopftuch, das ihre Mutter von ihr erwartete. Ihre Kleidung war westlich, Jeans, Pullover, Sneaker, doch an ihrer Halskette hing ein kleiner goldener Anhänger mit dem Namen ihres Vaters in arabischer Schrift und ein Amulett, das sie vor Krankheiten schützen sollte.

Sie setzte sich aufrecht hin, verschränkte die Arme, als ob sie dachte: Ich brauche euch nicht. Doch ihre Augen verrieten Müdigkeit, Dunkelheit, ein inneres Zerreißen.

Faul nickte ihr zu. »Melisa, erzählen Sie uns, weshalb Sie hier sind.«

Sie atmete tief ein, der Trotz wich aus ihrer Stimme: »Ich kann nicht mehr schlafen. In meinem Kopf ist nur Streit. Zu Hause mit meinen Eltern – sie wollen, dass ich einen Cousin heirate. In der Uni mit meinen Freunden – die lachen über mich, wenn ich sage, dass ich Angst habe, nachts nach Hause zu gehen. Ich lebe in zwei Welten, Herr Professor, und beide wollen mich für sich. Ich weiß nicht mehr, wer ich bin.«

Ein Raunen ging durch die Runde der jungen Therapeuten. Einer schrieb hastig »Identitätskonflikt«, ein anderer »Generationskonflikt«.

Faul hob die Hand, stoppte sie. »Nein, meine Damen und Her-

ren. Dies ist nicht nur ein Konflikt. Es ist ein Drama. Eine Bühne, auf der zwei Kulturen gleichzeitig Regie führen wollen.«

Er wandte sich wieder an Melisa. »Und wie fühlen Sie das, in Ihrem Körper?«

Sie schluckte. »Es brennt in der Brust, wie heiße Steine, die schwer darauf liegen und sich nicht bewegen. Manchmal bekomme ich keine Luft, ein Gefühl des Erstickens. Dann will ich nur weglaufen. Manchmal ... denke ich, es wäre leichter, gar nicht mehr zu sein. Wenn alles zu viel wird, bekomme ich Panikanfälle, einen Druck auf der Brust, das Herz schlägt schnell, und ich bekomme keine Luft und muss schreien.«

Die Oberärztin Bal rührte sich unruhig und verschränkte die Finger fest ineinander.

Faul legte eine Hand beschwichtigend auf den Tisch.

»Diese Brust, die brennt, ist Ihr Herz, das sich zwischen zwei Feuerstellen befindet. Ihre Panik ist Ausdruck Ihrer Hilflosigkeit. Ihre Eltern halten an der Tradition fest, Ihre Freunde ziehen Sie in eine andere Richtung. Sie sind mittendrin. Kein Wunder, dass es schmerzt und Sie Panikanfälle bekommen.«

Melisa sah ihn mit großen Augen an und wusste, dass er etwas ausgesprochen hatte, das sie noch nie so klar gehört hatte. »Und was soll ich tun? Ich kann nicht beide Welten bedienen.«

»Nein«, sagte Faul ruhig. »Aber Sie können eine eigene Welt bauen, die aus beiden Teilen besteht. Ein Haus mit zwei Türen, eine für die Familie, eine für die Freunde. Und in der Mitte: ein Zimmer nur für Sie. Wir helfen Ihnen, dieses Zimmer einzurichten. Dort bestimmen Sie allein, wer eintreten darf.«

Ein leises Zittern ging durch ihre Lippen, dann nickte sie langsam. »Ein Zimmer für mich.«

Faul wandte sich an die Runde.

»Liebe Leute, neben der Behandlung der Panikstörung mit ver-

haltenstherapeutischen Techniken ist es wichtig, zu wissen, was der eigentliche Grund ihrer Schmerzen und Angst ist. Nur so können wir wirklich helfen. Es geht nicht um Wahl zwischen Schwarz und Weiß. Es geht darum, den Patienten zu befähigen, Grautöne – besser viele andere Farben – zu leben und sich darin selbst wiederzufinden. Sie braucht eine Perspektive und eine Vorstellung, was sie persönlich will: nach den Vorstellungen der Eltern leben oder, ohne den Kontakt zu verlieren, ihr eigenes Leben leben und dafür kämpfen, ohne psychisch zusammenzubrechen. Das ist eine Kunst, und ihr hier als Therapeuten seid da, um sie als eine Künstlerin ihres Lebens zu begleiten.«

Die Tür öffnete sich langsam, als fürchte der Mann dahinter, einen unsichtbaren Schatten mit hereinzubringen. Herr Muhammed, Ende vierzig, ein Mann mit dichtem Bart und müden Augen, trat ein. Er trug ein einfaches Hemd, die Gebetskette hing locker in seiner Hand, die Finger glitten unaufhörlich über die Perlen. Er setzte sich, ohne die Kette loszulassen. Seine Stimme war tief und stockend, als er zu sprechen begann:

»Herr Professor, in meinem Haus ist etwas. Ein Dschinn. Er sitzt nachts auf meiner Brust. Ich kann nicht atmen, meine Beine sind wie gelähmt. Wenn ich aufstehe, lacht er. Ich weiß, er ist da. Die Ärzte sagen, es ist nur Stress. Aber nein, es ist der Dschinn, der mich quält.«

Einige Assistenzärzte wechselten verlegene Blicke. Einer notierte hastig: »Halluzination? Psychose?«

Faul wiegte den Kopf, dann sah er den Patienten aufmerksam an. »Herr Muhammed, in Ihrer Tradition sind Dschinns kein Märchen. Sie sind ein Teil des Lebens, ein Erklärungsmodell für das Unerklärliche.«

Der Mann nickte heftig, hatte das Gefühl, endlich jemanden gefunden zu haben, der ihn verstand. »Ja, Herr Professor, so ist es.

Meine Familie glaubt es auch. Ich habe schon einen Hodscha besucht, er hat Verse gelesen und mir ein Amulett gegeben, aber der Dschinn ist geblieben.«

Faul lehnte sich zurück, seine Stimme ruhig, fast beschwörend. »Sehen Sie, manche würden sagen: ›Das ist nur eine Krankheit.‹ Aber ich sage: Wenn Allah Ihnen diesen Weg geschickt hat, dann hat er auch die Tür zur Heilung geöffnet. Vielleicht ist der Dschinn ein Bild dafür, wie schwer die Last ist, die Sie tragen. Vielleicht ist er die Dunkelheit, die Ihr Körper in ein Gesicht verwandelt. Wir nehmen ihn ernst. Aber wir werden ihn nicht fürchten.«

Herr Muhammed starrte ihn an, die Finger an den Perlen hielten inne. »Sie glauben mir?«

»Ich glaube Ihnen, dass Sie ihn fühlen«, sagte Faul sanft. »Und genau da setzen wir an. Meine Ärzte werden Ihren Körper untersuchen, manchmal liegt eine Krankheit hinter solchen Erlebnissen, die man behandeln kann. Unsere Therapeuten werden mit Ihnen sprechen, damit Sie lernen, dem Dschinn die Macht zu nehmen. Und wenn es hilft, werden wir gemeinsam Verse sprechen, die Ihnen Kraft geben. Denn Heilung kann viele Wege gehen.«

Der Patient atmete tief durch, fast so, als sei die Brust für einen Moment wieder frei.

»Vielleicht ...«, murmelte er, »vielleicht kann ich wieder schlafen.«

Faul nickte. »Ja. Schlaf ist die erste Medizin. Und manchmal genügt es, zu wissen, dass man nicht allein gegen den Dschinn kämpfen muss.«

Er wandte sich an die Runde: »Meine Damen und Herren – sehen Sie? Wer hier nur ›Wahn‹ oder ›Psychose‹ schreibt, übersieht die Wahrheit. Die Wahrheit liegt nicht darin, ob es den Dschinn gibt. Sie liegt darin, dass der Patient ihn fühlt. Und das Gefühl ist real.«

Langsam, fast zerbrechlich, betrat Frau Zeytun Baran den Raum. Eine kleine, rundliche Frau, bestimmt über siebzig Jahre alt, das Kopftuch locker gebunden, der Blick vorsichtig, wie jemand, der nicht stören will. Sie stützte sich schwer auf einen Stock, jeder Schritt schien ein kleines Ringen mit der Schwerkraft zu sein.

Faul erhob sich ein wenig, deutete auf den Stuhl. »Bitte, Frau Baran, nehmen Sie Platz.«

Sie setzte sich, legte den Stock neben sich, hielt beide Hände im Schoß verschränkt. Ihre Stimme war leise, fast entschuldigend: »Herr Professor, ich habe überall Schmerzen. Meine Beine, mein Rücken, mein Kopf. Wenn ich gehe, brennt es. Wenn ich liege, sticht es. Kein Arzt hat etwas gefunden. Aber die Schmerzen hören nicht auf.«

Einige der jungen Ärzte nickten, einer flüsterte: »Chronische Schmerzpatientin.«

Faul schüttelte den Kopf, ohne ein Wort. Er sah die Frau lange an, dann fragte er sanft: »Frau Baran, erzählen Sie mir: Wer wartet zu Hause auf Sie?«

Die alte Frau hob langsam den Blick, ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Niemand, Herr Professor. Mein Mann ist vor zehn Jahren gestorben. Meine Kinder ... sie sind beschäftigt. Einer lebt in der Türkei, die anderen arbeiten viel. Ich sitze allein in meiner Wohnung. Tag für Tag. Die Wände schauen mich an, und dann kommen die Schmerzen.«

Ihre Stimme brach, sie griff nach dem Stock, als wollte sie sich daran festhalten.

Faul nickte, wandte sich an die jungen Therapeuten. »Sehen Sie? Diese Schmerzen sind keine Lüge. Sie sind die Sprache der Einsamkeit. Der Körper übernimmt, wenn die Seele zu leise geworden ist. So wird Einsamkeit zu Rückenschmerz, Verlassenheit zu Kopfschmerz.«

Dann beugte er sich zu Frau Baran. »Ihre Schmerzen erzählen, dass Sie niemanden haben, der Ihnen die Hand hält. Aber hier sind Menschen. Wir werden Ihnen Gesellschaft geben, in Gesprächen, in kleinen Gruppen. Und vielleicht finden wir auch Wege, dass Sie wieder unter Menschen kommen, nicht nur unter Wände.«

Die Frau wischte sich verstohlen eine Träne ab. »Meinen Sie, das hilft? Ich ... ich will doch niemandem zur Last fallen.«

Faul schüttelte den Kopf. »Es ist keine Last, gebraucht zu werden. Sie sind ein Mensch, und Menschen gehören zu Menschen. Wir werden dafür sorgen, dass Ihre Schmerzen eine andere Stimme bekommen, eine, die gehört wird.«

Die Frau nickte, zögerlich, aber mit einem kleinen, fast unsichtbaren Lächeln.

Faul wandte sich an die Runde.

»Merken Sie sich: Nicht jeder Schmerz ist ein Symptom. Manche sind Briefe, die die Seele an uns schreibt. Wir müssen sie lesen lernen.«

Die Tür öffnete sich, und eine Frau trat ein, die sofort alle Blicke auf sich zog. Gülistan war vielleicht Mitte dreißig, groß, die Gestalt aufrecht, doch die Augen hart und misstrauisch. Ihre Bewegungen waren vorsichtig, wie die einer Katze, die jederzeit zum Sprung bereit ist. Sie setzte sich langsam, die Hände fest verschränkt, ihre Geschichte festgehalten zwischen den Fingern.

Faul wartete einen Moment, ehe er sprach. Seine Stimme war ruhig, fast vorsichtig. »Frau Gülistan, erzählen Sie uns, was Sie zu uns geführt hat.«

Die Frau presste die Lippen zusammen, dann stieß sie die Worte fast wie Messer hervor: »Ich habe überall Schmerzen. Mein Rücken brennt. Mein Kopf hämmert. Ich kann nicht schlafen. Ich bin so unruhig, habe Beklemmungsgefühle und kann nicht lange

irgendwo aushalten ... und ja – ich ... ich kann mich nicht konzentrieren. Ich sehe Dinge aus der Vergangenheit, die mich nicht loslassen ...«

»Wen sehen Sie?«, fragte Faul leise.

Ein Zittern lief durch ihre Hände. »Die Männer. Sie haben mich festgehalten, geschlagen, benutzt. Fünf Jahre Gefängnis in der Türkei, jeden Tag Gewalt. Manchmal denke ich, mein Körper gehört mir nicht mehr. Er ist nur noch eine Wunde.«

Die Ärzte hielten den Atem an. Ein junger Therapeut senkte den Blick und wollte vielleicht zeigen, dass ihm das Zuhören schon zu viel sei.

Faul sah die Frau ernst an, ohne wegzusehen. »Ihr Körper spricht die Sprache des Traumas. Die Schmerzen sind die Erinnerung, die sich weigert zu verschwinden. Sie sind nicht verrückt, Frau Gülistan. Sie sind verletzt. Und Verletzungen können heilen.«

Die Frau lachte bitter, ein kurzes, hartes Aufbellern. »Heilen? Diese Bilder verschwinden nie. Nie.«

Faul nickte. »Vielleicht verschwinden sie nicht. Aber sie können lernen, dass sie nicht mehr Ihr Leben beherrschen. Die Narben bleiben, doch Narben sind Haut, die geschlossen ist. Wir arbeiten daran, dass Sie diese Narben irgendwann berühren können, ohne dass sie bluten.«

Ein Zittern ging durch Gülistans Schultern. Sie starrte ihn an, ihr Blick schwankte zwischen Misstrauen und einer winzigen Spur Hoffnung. »Ich ... ich weiß nicht, ob das möglich ist«, flüsterte sie.

Faul lehnte sich zurück, sein Ton sachlicher, fast befehlend. »Frau Bal«, sagte er und wandte sich an die Oberärztin: »Sie werden mit Frau Gülistan beginnen. Kein Zwang, keine Hast. Kleine Schritte, Stabilisierung. Wir respektieren ihre Grenzen. Medika-

mente nur so viel wie unbedingt nötig. – Und Sie«, er sah die Assistenzärzte und Therapeuten streng an, »merken Sie sich: Diese Schmerzen sind real. Trauma spricht durch den Körper. Wer das übersieht, versagt dem Menschen die Würde.«

Im Raum herrschte Schweigen. Nur das leise Klicken der Gebetskette von Herrn Muhammed, der ohne Klopfen hereinkam, seine Behandlungskarte vergessen hatte, sie sofort nahm und wie ein Geist wieder verschwand.

Die Tür ging auf, und Hamid Hasanpour trat ein. Ein Mann Anfang fünfzig, schlaksig, mit zerzaustem Haar und einem Blick, der selten den Boden verließ, aber auch nie den Menschen traf. Seine Augen waren auf etwas Unsichtbares gerichtet, unablässig suchend über den Köpfen der anderen. Unter dem Arm trug er ein dickes Heft, dessen Seiten von unzähligen Zahlen, Skizzen und handschriftlichen Notizen gefüllt waren. Er setzte sich, legte das Heft feierlich auf den Tisch, schlug es auf wie eine heilige Schrift.

»Hier«, begann er, »alle Beweise. Dreihundert Seiten. Ich habe alles vorhergesagt. Flugzeuge, die abstürzen. Erdbeben, Überschwemmungen, Katastrophen. Alles habe ich aufgeschrieben, einen Tag vorher. Mit den genauen Zahlen der Opfer. Niemand hört mir zu.«

Faul hob eine Augenbraue, lehnte sich zurück und zog die Brille etwas tiefer auf die Nase. »Beeindruckend, Hamid. Dreihundert Seiten? Ich selbst habe noch nicht einmal so viele wissenschaftliche Artikel veröffentlicht.«

Ein leises Kichern ging durch die Runde.

Hamid fuhr unbeirrt fort, seine Stimme drängend: »Die Polizei glaubt mir nicht mehr. Meine Frau hält mich vom Telefon fern. Aber ich weiß, wann es passiert. Ich sehe es! Ich könnte so viele retten, wenn man mir nur glauben würde!«

Faul tippte mit dem Finger gegen das Heft. »Und das nächste Unglück, Hamid, wann genau wird es passieren? Ich muss ja rechtzeitig Urlaub nehmen.«

Ein nervöses Lachen bei den Therapeuten.

Hamid jedoch sah erschüttert aus. Er starrte zur Decke. »Das ... das kann ich nicht sagen. Noch nicht. Es ist zu kurz vorher. Es kommt, wenn es kommt. Ich bin der Einzige, der es weiß, und der Einzige, der nichts verhindern kann.«

Faul seufzte, lehnte sich leicht zu seiner Oberärztin, Frau Bal, und murmelte so, dass alle es hören konnten: »Da sind wir nun an den Grenzen unserer Transkulturalität. Wie übersetzt man Katastrophen in eine brauchbare Therapie?«

Dr. Bal lächelte müde. »Indem wir anerkennen, dass er in seiner Welt lebt. Und in dieser Welt gibt es eben immer ein nächstes Unglück. Wir können ihn nicht überzeugen, dass es nicht stimmt. Aber wir können ihn lehren, trotz seiner Gewissheit ein Stück Normalität zu leben, mit Medikamenten, die er akzeptiert.«

»Medikamente!«, rief Hamid dazwischen, schlug die Hände auf das Heft. »Ich bin gesund! Es sind die anderen, die krank sind, weil sie nicht sehen, was ich sehe!«

Faul legte die Hände auf den Tisch, sein Tonfall ironisch, aber freundlich: »Hamid, Sie sind also gesund. Und trotzdem verbringen Sie Ihre Tage damit, den Weltuntergang vorauszusagen? Das klingt nach einer sehr anstrengenden Gesundheit.«

Einige Therapeuten lachten leise, Dr. Bal schüttelte den Kopf.

Faul wandte sich wieder direkt an Hamid.

»Sehen Sie, Ihr Problem ist nicht, dass Sie Katastrophen vorhersehen. Das Problem ist, dass Sie nicht verhindern können, dass die Menschen vor Ihnen weglaufen, wenn Sie davon erzählen. Deshalb müssen wir eine Vereinbarung treffen: Sie dürfen gern Katastrophen aufschreiben, das ist Ihre Arbeit. Aber die Medika-

mente sind die Feuerwehr, die Sie brauchen, damit es in Ihrem Kopf nicht ständig brennt. Ohne Feuerwehr gibt es nur Asche. Wollen Sie Asche, Hamid?«

Hamid sah ihn an, die Augen flackernd, rang mit Worten. Dann schüttelte er den Kopf, fast trotzig, aber leise: »Nein ... keine Asche.«

Faul nickte. »Gut. Dann arbeiten wir gemeinsam daran, dass Ihre Welt nicht abbrennt.«

Er wandte sich an die Runde. »Meine Damen und Herren, merken Sie sich: Manchmal müssen wir die Bühne betreten, auch wenn das Stück keinen Sinn ergibt. Wir können die Katastrophen nicht verhindern, aber wir können den Menschen helfen, im Chaos einen Stuhl zu finden, auf dem sie sitzen können.«

Maryam Bal schaute ihn an und wie in einem unkontrollierten Reflex sagte sie: »Sie kennen sich ja mit Bühnen und Tätern aus, Herr Professor Ex-Theater-Assistenzregisseur.«

»Kein Assistent, aber ja, Ex«, antwortete Professor Faul leicht gekränkt.

Maryam Bal ignorierte ihn und schaute aus dem Fenster, als erinnere sie sich an eine Vergangenheit, die sie nicht mochte.

* * *

Die Tür fiel ins Schloss. Der letzte Patient war gegangen, zurück in die Welt der Flure und Zimmer. Für einen Augenblick lag Stille im Raum, eine Stille, die schwer war wie ein Nachhall.

Professor Faul strich sich über die Stirn, dann blickte er in die Runde. Nicht die Ärzte zuerst, sondern die Therapeuten, die stillen Begleiter der Visite.

»Nun«, begann er, »heute hatten wir keine Patienten, die unbedingt eine Rente wollten und mich davon überzeugen wollten,

dass sie nicht mehr arbeiten können. Interessant!«, sagte er und schaute in die Runde. Einige nickten.

Maryam Bal schaute Professor Faul kurz an und sagte: »Keine Sorge, morgen werden Sie einige dieser Patienten sehen.«

Faul ließ sich nicht beeindrucken und fuhr fort: »Wir haben heute wieder gesehen, dass unsere eigentliche Arbeit nicht mit Stethoskopen getan ist. Die Medizin kann Schmerzen messen, Organe abtasten, Blutwerte prüfen. Aber was wir hier hören, lässt sich nicht im Labor bestimmen.« Seine Stimme war ernst, aber warm. »Was hat einst der persische Arzt Razi gesagt?«, und schaute in die Runde: »Der Arzt soll nicht nur den Körper behandeln, sondern auch die Seele trösten; denn oft leidet sie mehr als der Leib.«

Er sah zu Dr. Bal und fuhr fort: »Die Lasten von Frau Abdallah, drei Kinder, ein Mann, die Arbeit, das Schweigen, das sind Geschichten, die man nicht mit Schmerztabletten lindert. Es ist die Psychotherapie, die ihr beibringt, dass sie auch einmal Nein sagen darf.«

Dann nickte er in die Runde. »Herr Kaya und seine wandernde Leber, das Bild ist poetisch, aber es ist auch Verzweiflung. Hier sind Sie gefragt, meine Damen und Herren Therapeuten: zu übersetzen, was er meint, und ihm Halt zurückzugeben.«

Er machte eine kurze Pause, ließ die Worte wirken. »Der junge Mann, der ›seit zehn Jahren tot‹ ist, braucht keine Diagnose, die ihn stigmatisiert. Er braucht Menschen, die sein Gefühl verstehen – und langsam den Funken wieder in ein Feuer verwandeln. Auch das ist Ihre Arbeit.«

Faul drehte sich leicht zur Seite, sah Melisa vor sich, als säße sie noch im Raum. »Identitätskonflikte, zwei Kulturen, zwei Fronten. Keine Pille der Welt kann dieses Dilemma lösen. Nur Sie als Therapeuten können ihr helfen, ein eigenes Zimmer in sich selbst zu bauen, in dem sie überlebt.«

Er ließ die Augen über die Runde schweifen. »Sehen Sie: Ob Dschinns, wandernde Organe oder Katastrophenpropheten – es geht nicht darum, sie wegzuerklären. Es geht darum, mit den Menschen Bilder zu finden, die tragbar sind. Die Psychotherapie ist das eigentliche Herz unserer Arbeit. Sie macht aus Schmerz Sprache, aus Trauma Geschichte und manchmal sogar aus Chaos Hoffnung.«

Einen Moment schwieg er, dann fügte er leiser hinzu: »Wir Ärzte sind Statisten in diesem Stück. Die eigentlichen Hauptrollen spielen Sie, die Therapeuten. Vergessen Sie das nicht.«

Faul griff in die Tasche, zog eine Parannuss heraus, schaute vorsichtig in Richtung Frau Bal, die seinen Blick nicht erwiderte. Er stand auf und verließ wortlos den Raum.

KAPITEL 3

Die Narben des Zuhörers

Orhan Osman war ein Mann, dessen Leben von einer unsichtbaren Last durchdrungen war. Schon in seiner Kindheit hatte er erfahren, was es bedeutete, mit einem Gefühl der Schuld aufzuwachsen, das er nie ganz benennen konnte. Mit dreiunddreißig Jahren wirkte er nicht wie ein Mann im besten Alter, sondern wie einer, der den Zenit längst überschritten hatte. Sein Blick war müde, sein Körper gebeugt, als trüge er den Druck einer unsichtbaren Hand in sich.

Im Gefängnis hatte er gelernt, dass Worte töten konnten, und Schweigen ebenso. Als junger Arzt schrieb er Befunde, die die gequälten Körper für gesund erklärten. Er schwieg, wenn Schreie durch die Gänge hallten. Und er sah, wie die Folterer nach getaner Arbeit lachend über Fußball sprachen, über ihre Kinder, über das Grillfest am Wochenende. Diese Banalität des Bösen, dieser Übergang vom Sadismus zur Normalität, schnitt ihm tiefer ins Herz als alle Schreie.

Eines Abends, als er wieder mit zitteriger Hand ein Dokument unterzeichnete, legte er den Stift beiseite. Er konnte nicht mehr. Es war nicht ein Moment der Befreiung, sondern einer des Zusammenbruchs. Er hörte auf, Arzt zu sein, zumindest offiziell. In Wahrheit hatte er aufgehört, Mensch zu sein.

Dann begann eine Zeit der Stille. Eine Stille, die ohrenbetäubend war. Er wachte auf und wusste nicht, wofür. Tage verschwammen zu Nächten, Nächte zu Tagen. Die Schreie verließen ihn nicht; sie waren in seinem Kopf, in seinem Atem, selbst in seinem Herzschlag.

Monatelang tat er nichts. Er ging nicht aus, er sprach kaum. Manchmal wanderte er in seiner Wohnung umher, als suche er etwas, das er selbst nicht benennen konnte. Manchmal stand er am Fenster, beobachtete die Straße und fühlte sich wie ein Fremder in einer Welt, die weiterging, als wäre nichts geschehen.

Wenn man ihn später fragte, was er in jener Zeit tat, antwortete er: »Ich brauchte Ruhe. Zeit für Reflexion.«

Doch das war nur ein Teil der Wahrheit. In Wirklichkeit war er gefangen in einem Niemandsland zwischen Leben und Tod.

Die Nächte waren am schlimmsten. Er lag wach, unfähig, die Augen zu schließen, weil hinter den Lidern die Bilder warteten: gebrochene Körper, Schreie, Augen voller Angst. Oft griff er nach Medikamenten – Schlafmittel, Schmerzmittel, Marihuana, alles, was die Stille durch eine dumpfe Dunkelheit ersetzen konnte. Manchmal dachte er daran, dass der Tod eine Erlösung wäre. Aber er brachte es nicht über sich. Er lebte weiter, nicht aus Mut, sondern aus einer seltsamen Trägheit, die stärker war als jeder Wunsch.

Einmal stand er in einer Apotheke, zitternd, während der Apotheker ihm die Tabletten über den Tresen schob.

»Herr Doktor«, sagte der Mann respektvoll.

Orhan nickte, aber in seinem Inneren schrie eine Stimme: Ich bin kein Doktor. Ich bin ein Verräter.

Diese Jahre des Schweigens, der Leere und Betäubung waren seine eigentliche Krankheit. Doch er sprach nie davon. Als er schließlich wieder zu studieren begann, geschah es nicht aus

einem heroischen Entschluss, sondern weil die Alternative das Nichts war. Psychologie. Er wollte verstehen, warum Menschen zu Tätern wurden, warum Opfer überlebten und warum er selbst in den Abgrund gefallen war.

Seine ersten Vorlesungen waren schwer. Er saß zwischen jungen Studenten, die voller Energie diskutierten, während er selbst mühsam gegen die Müdigkeit ankämpfte. Eines Tages blickte ihn der Methodenprofessor streng an.

»Wer glaubt, seine eigenen Probleme hier lösen zu können, ist fehl am Platz«, sagte er. »Gehen Sie in eine Selbsthilfegruppe oder in Therapie. Das ist billiger und einfacher.«

Orhan schwieg, aber innerlich rebellierte er. Wir alle sind beschädigt, dachte er. Aber genau diese Beschädigung macht uns fähig, anderen zu helfen.

Die Universität war für Orhan kein Ort des Neuanfangs, sondern ein Schlachtfeld anderer Art. Während seine Kommilitonen über Forschungsfragen diskutierten, kämpfte er darum, die Vorlesungen überhaupt zu überstehen. Die Stimmen im Hörsaal klangen für ihn wie aus einer anderen Welt, wie durch eine dicke Glasscheibe getrennt – verständlich und doch unerreichbar.

Er schrieb mit, er las, er lernte, doch die Bilder aus der Vergangenheit drängten sich zwischen jede Zeile. Wenn die Professoren von »Traumafolgestörungen« sprachen, sah er die Gesichter der Gefolterten. Wenn sie über »Dissoziation« dozierten, erinnerte er sich an Nächte, in denen er selbst nicht wusste, wer er war oder wo er stand. Trotz allem blieb er. Nicht weil er stark war, sondern weil es keine andere Möglichkeit gab. Das Studium wurde zu einer Brücke, die ihn über das Dunkel trug, auch wenn er nicht wusste, wohin sie führte.

Seine Kommilitonen sahen in ihm den ernststen Mann, der stets in der ersten Reihe saß, selten sprach, aber aufmerksam lauschte.

Sie wussten nichts von den Nächten, in denen er Medikamente schluckte, um überhaupt zu schlafen. Sie ahnten nicht, dass jeder Tag für ihn ein stiller Sieg war.

Jahre später saß er im Bewerbungsgespräch in Deutschland, im tiefsten Schwarzwald. Der Raum war hell, die Wände schmucklos, ein langer Tisch trennte ihn von den Mitgliedern der Klinikleitung. In der Mitte Maryam Bal. Sie hatte etwas an sich, das zugleich Strenge und Wärme ausstrahlte. Ihr Blick war durchdringend, hörte nicht nur die Worte, sondern tastete nach dem Gewicht dahinter.

»Was hat Sie dazu bewogen, Arzt und Psychotherapeut zugleich zu werden?«, fragte sie mit ruhiger Stimme.

Orhan erwiderte den Blick. »Ich habe mich schon früh für Medizin interessiert. In meiner Heimat half ich in einem kleinen Zentrum. Später arbeitete ich als Assistenzarzt im Gefängnis.«

Maryam ließ nicht locker. »Und nach Ihrer Tätigkeit im Gefängnis? Was haben Sie da getan?«

Eine Stille legte sich über den Raum. Orhan hörte sein eigenes Herz schlagen. In seinem Kopf drängten sich Erinnerungen: die dunklen Zimmer, die Apotheken, der Gedanke an den Tod. Doch er zwang diese Bilder zurück.

»Ich habe mir Zeit genommen«, sagte er schließlich. »Ich brauchte Ruhe. Raum für Reflexion. Ich musste herausfinden, wohin mein Weg führen sollte.« Seine Stimme war ruhig, fast gelassen. Doch in seinem Inneren bebt alles.

Maryam Bal neigte den Kopf, musterte ihn aufmerksam. Ihre Augen verrieten, dass sie mehr ahnte, als er sagte. Aber sie drängte nicht. Stattdessen fragte sie: »Und was hat diese Reflexion Ihnen gezeigt?«

Orhan holte tief Luft. »Dass ich Psychologie studieren musste. Nicht nur, um anderen zu helfen, das konnte ich auch schon als

Arzt. Sondern auch, um zu verstehen, wie Menschen das Unfassbare überleben. Und wie man aus Trümmern wieder etwas bauen kann, das man Leben nennen darf.«

Eine Pause entstand. Ein leises Kratzen von Stiften, ein Husten irgendwo im Raum.

Maryam Bal schrieb etwas auf ihr Blatt. Doch ihre Gedanken gingen weiter: Er wirkt weich. Empfindsam. Ruhig. Gerade das könnte ihn zu einem guten Therapeuten machen. Ein Mann, der weiß, was es heißt, verletzt zu sein, er wird zuhören können. Vor allem Traumatisierten. Aber ist er stabil genug? Therapeut und Patient zugleich?

Sie hob den Blick, sah ihn an und nickte leicht. »Sie scheinen ein Mensch zu sein, der gelernt hat, im Schweigen zu hören. Das ist selten. Und wertvoll.«

Orhan erwiderte das Nicken. In seinem Inneren spürte er eine leise, zaghafte Wärme. Zum ersten Mal hatte jemand nicht nur geprüft, ob er tauglich war, sondern gesehen, dass er fähig sein könnte.

Als Maryam Bal den Stift sinken ließ, wanderte ihr Blick einen Moment lang ins Leere. In ihrem Inneren formte sich ein stilles Urteil. Sie hatte unzählige Bewerber gesehen, Männer und Frauen mit makellosen Lebensläufen, poliert bis zum Glanz, bereit, jede Antwort wie auswendig gelernt herunterzuleiern. Orhan Osman war anders. In seinen Worten lag eine Zögerlichkeit, in seiner Stimme eine Schwermut, doch auch etwas Unverfälschtes.

Er hat Narben, dachte sie. Aber gerade diese Narben könnten ihn befähigen. Wer durch die Dunkelheit gegangen ist, kann anderen den Weg zeigen. Sie hob den Kopf und musterte ihn erneut. Sein Gesicht wirkte weich, beinahe verletzlich. Seine Hände lagen ruhig auf dem Tisch, doch seine Augen verrieten eine Müdigkeit,

die von langen Nächten erzählte. Und doch – in dieser Müdigkeit lag eine Beharrlichkeit, die sie beeindruckte.

»Sie sprechen von Reflexion, von einer Phase der Neuorientierung«, sagte sie schließlich. »Ich respektiere das. Aber Sie wissen, dass die Arbeit in unserer Klinik fordernd ist. Traumatisierte Patienten brauchen nicht nur Wissen, sondern auch innere Stabilität. Glauben Sie, dass Sie bereit sind? Es ist nicht einfach, manchmal eigene Belastungen von denen der Patienten zu trennen. Können Sie das?«

Orhan schwieg. In ihm brach eine Flut von Bildern los: Nächte im Studentenzimmer, in denen er kaum aus dem Bett kam. Stapel von Büchern, die er las, ohne die Worte zu verstehen. Seminare, in denen er wie betäubt auf die Tafel starrte, während seine Kommilitonen lachten, diskutierten, Pläne schmiedeten.

Doch er erinnerte sich auch an einen anderen Raum: das Zimmer seiner Therapeutin an der Universität. Eine alte Dame, die schweigend zuhörte, während er endlich Worte fand. Am Anfang sprach er wie durch Watte, ohne Gefühl. Er berichtete von Schlägen, von Schreien, von der Schuld, die ihn erdrückte, und spürte nichts. Bis er aufblickte und Tränen in den Augen seiner Therapeutin sah. Tränen, die er selbst nicht weinen konnte.

Diese Erinnerung brannte sich in ihn ein. Er verstand damals, dass Heilung manchmal nicht im eigenen Empfinden beginnt, sondern in der Resonanz des anderen. Dass Schmerz geteilt werden kann, auch wenn er unaussprechlich bleibt.

Er hob den Blick, sah Maryam Bal an und nickte langsam. »Ja«, sagte er leise, aber bestimmt. »Ich bin bereit. Gerade weil ich weiß, wie schwer es ist. Und weil ich glaube, dass Zuhören manchmal mehr heilen kann als jedes Medikament. Ja, ich bin stabil genug für einen Neuanfang.«

Ein feines, kaum wahrnehmbares Lächeln huschte über Ma-

ryam Bals Gesicht. Sie schrieb noch etwas auf ihr Blatt, doch ihr Urteil war längst gefallen. Er könnte ein guter Therapeut werden, dachte sie. Gerade für die, die zerbrochen sind. Weil er selbst weiß, wie es sich anfühlt, in Scherben zu liegen.

Als Orhan das Zimmer verließ, hallten Maryam Bals Worte noch in ihm nach. »Zuhören kann heilen.« Das hatte er selbst gesagt, und doch wunderte er sich über die Entschlossenheit, mit der er es ausgesprochen hatte. War es ein Bekenntnis, ein Versprechen oder nur ein verzweifelter Versuch, sich selbst zu retten?

Im Flur war es still. Nur das leise Summen der Neonröhren und das ferne Klappern von Schritten. Er blieb kurz stehen, atmete tief ein. Seine Hände zitterten. Er ballte sie zu Fäusten, als könne er die Bilder vertreiben, die sich sofort wieder meldeten: ein junges Gesicht, verzerrt vor Schmerz, eine Stimme, die »Freiheit!« schrie, ehe sie im Keuchen erstickte.

Warum gerade ich?, dachte er. Wie kann ich anderen helfen, wenn ich selbst noch jeden Tag im Schatten der Zellen lebe?

Er lehnte sich an die kühle Wand. Die Klinik roch nach Desinfektionsmittel, aber für ihn lag darüber der metallische Geruch von Blut. Er blinzelte, zwang sich, den Blick auf ein Fenster zu richten. Draußen rauschten die Bäume im Wind. Die wiegenden Wipfel wirkten wie ein ferner Trost.

In ihm stritten zwei Stimmen. Die eine flüsterte: Du bist zu schwach. Du bist selbst ein Patient. Die andere entgegnete: Gerade deshalb kannst du verstehen. Gerade deshalb bist du hier.

Er erinnerte sich an seine Therapeutin. An den Moment, als sie ihm sagte: »Manchmal sind die Zerbrochenen die Besten, wenn es darum geht, die Splitter anderer zu sehen.« Dieser Satz war wie ein Schlüssel, der eine verborgene Tür in ihm geöffnet hatte.

Ein tiefer Atemzug. Er strich sich mit der Hand über das Gesicht, ein Versuch, seine chronische Müdigkeit fortzuwischen.

Dann richtete er sich auf und ging den Flur entlang, Schritt für Schritt, wie ein Mann, der sich neu ins Leben tastet.

Im Zimmer saß Maryam Bal noch immer am Tisch. Die anderen Mitglieder der Klinikleitung hatten ihre Blätter zusammengeschoben, tuschelten, sortierten, doch sie schwieg. Der Professor war nicht dabei – Gott sei Dank, dachte Dr. Bal. Er hätte den Bewerber unsicher gemacht und vermutlich wieder über sein Theater und seine Dramen erzählt. Sie lachte leicht in sich hinein und versuchte, den Gedanken an Professor Faul, den Chefarzt, von sich fernzuhalten. Ihr Blick ruhte dann auf der Tür, die sich eben hinter Orhan Osman geschlossen hatte.

Sie dachte an die Art, wie er geantwortet hatte; zögernd, mit Pausen, mit Worten, die mehr verschwiegen als erklärten. Aber sie dachte auch an die Ruhe, die von ihm ausging, trotz all der Schatten. Es war keine kalte Distanz, sondern eine Empfindsamkeit, die sie selten bei Bewerbern erlebt hatte.

Er trägt ein Geheimnis, dachte sie. Vielleicht viele. Aber er trägt sie nicht, um sich abzuschotten, sondern weil er gelernt hat, mit ihnen zu leben.

Sie legte den Stift beiseite und faltete die Hände. Osman wirkt weich, sensibel, ruhig, empathisch. Gerade das macht ihn wertvoll. Er wird mit den Traumatisierten sprechen können, wie es viele andere nicht können. Vielleicht wird er genau dort Stärke finden, wo andere scheitern. Ein leises Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie war überzeugt: Er würde in dieser Klinik nicht nur arbeiten, sondern auch ein Stück seiner eigenen Heilung finden.

Der Tag des Bewerbungsgesprächs endete für Orhan Osman nicht mit einem erleichterten Aufatmen. Als er am Abend seine Wohnungstür hinter sich schloss, fiel die Stille über ihn wie ein schwerer Mantel. Er ließ die Tasche achtlos auf den Boden sinken,

zog die Schuhe nicht aus, sondern blieb mitten im Zimmer stehen. Ein fahles Licht schimmerte durch die Vorhänge. Er sah es nicht, er hörte wieder Stimmen. Stimmen aus dem Gefängnis, rau, befehlend, und die Schreie, die darauf folgten.

Orhan setzte sich auf das Bett, den Kopf in den Händen vergraben. Sein Atem ging flach. Er wusste: Niemand im Gesprächsraum hatte die ganze Wahrheit erfahren. Niemand sollte erfahren, dass er nach dem Gefängnis Monate, ja Jahre in einem Zustand vegetierte, in dem selbst das Atmen wie ein Kraftakt erschien. Dass er sich in Tabletten und Drogen flüchtete, um nicht jede Nacht denselben Albtraum zu träumen. Aber jetzt, in der Einsamkeit seines Zimmers, konnte er die Lüge nicht ertragen. »Ich brauchte Ruhe«, hatte er gesagt. Ruhe? Es war keine Ruhe gewesen, sondern Erstarrung. Ein Leben im Schatten, das so leise war, dass es beinahe kein Leben mehr war.

Er stand auf, ging zum Fenster, öffnete es. Die kalte Luft schlug ihm entgegen, und er spürte, wie sein Körper sich zusammenzog. Unter ihm rauschte die Stadt, Menschen gingen vorbei, sprachen, lachten. Er fühlte sich von ihnen getrennt, fühlte sich in einer unsichtbaren Zelle.

Vielleicht hat sie es gemerkt, dachte er. Maryam Bal. Vielleicht hat sie gesehen, dass ich nicht alles gesagt habe. Er erinnerte sich an ihren Blick, dieses Abwägen, das Zögern und doch das Nicken, das ihm eine Chance eröffnete. Er lehnte den Kopf gegen den Fensterrahmen. Warum hat sie mir vertraut? Langsam begann eine andere Erinnerung aufzusteigen. Nicht die Schreie, nicht das Blut, sondern ein Zimmer voller Bücher. Der Geruch von Papier, gemischt mit dem Duft von Tee. Seine Therapeutin an der Universität, die ihn ansah, während er zum ersten Mal von sich sprach. Ihre Augen waren voller Tränen gewesen, und er hatte verstanden, dass er nicht mehr ganz verloren war.

»Manchmal«, hatte sie gesagt, »reicht es, wenn jemand aushält, was Sie sagen. Ohne Urteil. Ohne Flucht. Einfach aushalten.« Er schloss die Augen. Vielleicht war es genau das, was er nun tun konnte: aushalten. Nicht nur für sich, sondern auch für andere.

In dieser Nacht schlief er kaum. Er lag nicht mehr reglos im Bett, sondern ging auf und ab, sprach leise mit sich selbst, bereitete sich auf den Mut vor, der ihn am nächsten Tag wieder in die Klinik führen musste.

Es war kein Frieden, aber ein Anfang.

Zwei Tage nach dem Gespräch klingelte sein Telefon. Orhan saß am Tisch, eine kalte Tasse Tee neben sich, als er die unbekannte Nummer sah. Für einen Moment wollte er nicht abheben; er hatte sich an die Stille gewöhnt, an das Ausweichen. Doch dann griff er doch zum Hörer.

»Herr Osman?« Die Stimme war ruhig, klar, ein wenig distanziert. »Hier spricht das Sekretariat der Klinik. Wir möchten Ihnen mitteilen, dass Sie die Stelle erhalten haben.«

Einen Moment lang sagte er nichts. Er hörte nur sein eigenes Blut rauschen, als hätte jemand plötzlich ein Fenster geöffnet, und die Luft sei hereingestürzt.

»Danke«, brachte er schließlich hervor. »Danke.«

Nachdem er aufgelegt hatte, blieb er lange sitzen. Seine Hände lagen still auf dem Tisch, doch sein Inneres schwankte zwischen Erleichterung und Angst. Seit einem Jahr in Deutschland, die Sprache einigermaßen gelernt – und jetzt habe ich einen Job. Jetzt gibt es kein Zurück mehr, dachte er. Jetzt muss ich zeigen, dass ich mehr bin als mein Schweigen.

Ein paar Tage später, an einem Montag, stand er früh auf. Er duschte, zog den Anzug an, den er seit Jahren kaum getragen hatte. Im Spiegel sah er sein Gesicht, müde, gezeichnet, aber nicht hoffnungslos. Er strich mit der Hand über die Stoppeln an seinem

Kinn und fragte sich, ob man ihm ansehen konnte, wie viele Nächte er mit Tabletten und Alpträumen verbracht hatte.

Auf dem Weg zur Klinik blickte er durch die Straßen. Menschen gingen zur Arbeit, Kinder lachten, Busse hielten an Haltestellen. All das hatte er lange nur wie durch Glas wahrgenommen. Heute schien es ein Stück näher zu sein.

Als er die Klinik betrat, umfing ihn der Geruch von Desinfektionsmittel, gemischt mit dem leisen Aroma von Kaffee und von Chlor, das aus dem Schwimmbad herüberwehte. Schritte hallten über die Flure, Stimmen flüsterten, irgendwo lachte jemand. Für andere war es ein gewöhnlicher Arbeitstag. Für ihn war es der Beginn eines neuen Lebens.

Maryam Bal wartete bereits im Büro. Als er eintrat, erhob sie sich und reichte ihm die Hand. Ihre Augen ruhten einen Moment länger auf ihm, als es nötig gewesen wäre.

»Willkommen in der Klinik, Herr Osman«, sagte sie. »Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit.«

»Danke«, antwortete er. Seine Stimme war ruhig, doch in ihm bebte es.

Sie musterte ihn kurz, um etwas zu erkennen, das nur in der Gestik und Mimik zu lesen war. »Ich weiß, dass Sie nicht alles erzählt haben im Gespräch«, sagte sie dann leise, fast beiläufig. »Aber das ist in Ordnung. Ich wollte nur wissen, ob Sie hier arbeiten können. Und ich glaube, Sie können es.«

Orhan spürte, wie sich ein Knoten in ihm löste. »Ich werde mein Bestes geben«, sagte er, und diesmal war es kein Satz, den man in Bewerbungsgesprächen sagte, sondern ein Versprechen.

Maryam Bal nickte. In ihren Gedanken formulierte sich ein stilles Urteil: Er ist weich, sensibel, ruhig, empathisch. Genau das, was wir hier brauchen. Gerade für die, die zerbrochen sind.

Sie reichte ihm einige Unterlagen, sprach von organisatorischen Dingen, doch Orhan hörte nur den Klang ihrer Stimme. Zwischen den Anweisungen entstand eine Brücke, vorsichtig genug, dass er ihr folgen konnte.

Als er später den Flur entlangging, wusste er: Dies war erst der Anfang. Aber es war ein Anfang, den er nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Die ersten Tage in der Klinik waren für Orhan Osman wie das Betreten einer neuen Welt, vertraut und fremd zugleich. Vertraut, weil er die Gänge und Räume bereits aus dem Gespräch kannte, fremd, weil er nun nicht mehr als Bittsteller hier war, sondern als Teil des Teams der transkulturellen Abteilung.

Er ging durch die Flure, hörte das Klacken der Türen, das Summen der Neonlichter, das gedämpfte Gespräch der Pflegerinnen. Überall schien Bewegung zu sein, und doch lag über dem Haus eine eigentümliche Schwere, wie ein tiefer Atemzug, den niemand ganz ausatmete.

Am ersten Morgen führte ihn Maryam Bal durch die Stationen. Sie sprach sachlich, aber nicht kalt. »Hier sind die Patientenzimmer. Zwei Betten pro Raum, manchmal auch drei, wenn es eng wird. Wir haben aber auch Einzelzimmer, die sehr gefragt sind. Die meisten bleiben vier bis sechs Wochen. Einige länger, wenn Rentenversicherung oder Krankenkassen zustimmen.«

Orhan nickte, nahm alles in sich auf. Sein Blick glitt über die Türen, hinter denen leises Husten, ein Radio oder auch nur Stille zu hören war.

»Die Menschen hier«, fuhr Maryam fort, »tragen Geschichten, die schwerer sind als ihre Körper. Krieg, Flucht, Gewalt, Verlust, Familienprobleme, Fremdenfeindlichkeit, Mobbing, Sehnsucht. Manchmal genügt ein einziger Blick, um zu verstehen, dass Worte zu schwach sind. Aber trotzdem, wir arbeiten mit

Worten. Mit Zuhören. Mit dem, was zwischen den Pausen gesagt wird.«

Orhan spürte, dass sie nicht nur erklärte, sondern ihn prüfte. Ihre Augen musterten ihn, als wollte sie wissen, ob er bereit war, das Gewicht dieser Arbeit zu tragen.

»Ich verstehe«, sagte er leise.

Am zweiten Tag durfte er Maryam in eine Gruppensitzung begleiten. Zwanzig Patienten saßen im Raum, manche aufrecht, manche zusammengesunken, einige hielten Kaffeebecher in den Händen, andere nur ihre eigenen Arme.

Maryam sprach ruhig, erklärte etwas über Depressionen, über Botenstoffe im Gehirn, über die Bedeutung von Tagesstruktur. Immer wieder fragte sie nach, bezog die Patienten ein.

Einer von ihnen, ein Mann mit tief liegenden Augen, stand plötzlich auf. »Seitdem mir mein Geld gestohlen wurde, ist meine Depression schlimmer! Wer hat es genommen?«

Unruhe ging durch die Gruppe. Eine Frau in einem dunklen Kleid und Kopftuch verdrehte die Augen. »Er redet nur davon. Er will doch nur eine Rente.«

Der Mann schrie zurück: »Ich habe Rechte!«, und verließ abrupt den Raum.

Maryam blieb ruhig. »Das entscheidet nicht die Gruppe«, sagte sie, »und das entscheiden auch nicht wir. Das entscheidet die Rentenversicherung. Aber das Thema Geld wird uns noch beschäftigen. Für heute, zurück zu unserem Thema.«

Orhan beobachtete die Szene schweigend. Er sah die Müdigkeit in den Gesichtern, die Schwere, die jeder mitbrachte. Und doch auch ein Leuchten, wenn jemand sich traute, etwas zu erzählen. Vielleicht, dachte er, kann ich wirklich helfen. Vielleicht nicht heute, nicht morgen. Aber irgendwann.

Am dritten Tag saß er allein in seinem Büro, zum ersten Mal.

Der Schreibtisch war leer, die Uhr an der Wand tickte. Durch die Tür hörte er Schritte, das Klirren von Tassen, das Summen des Lebens in der Klinik.

Er legte die Hände auf die Tischplatte und schloss die Augen. In ihm kämpften zwei Stimmen: die eine voller Zweifel, die andere voller Hoffnung.

Dann öffnete er die Augen, griff nach einem Stift und schrieb einen Satz auf ein Blatt Papier: »Wer heilt, erinnert. Wer erinnert, bleibt Mensch.« Er legte das Blatt neben sich. Das sollte sein Leitsatz werden, nicht nur für die Klinik, sondern für das Leben, das er sich neu aufbauen wollte.

Am vierten Tag stand Orhan Osman vor einer Tür, die mit einem schlichten Schild gekennzeichnet war: Zimmer 212. Es war der Beginn seiner ersten eigenen Sitzung, eine Begegnung, die ihm mehr abverlangen würde als jedes Seminar, jede Prüfung, jedes Bewerbungsgespräch.

Er hielt kurz inne, atmete tief durch. Seine Hand ruhte auf der Klinke, zögerte. Bin ich bereit?, fragte er sich. Oder trage ich nur meine eigenen Wunden hinein? Ein leises Klopfen, dann öffnete er die Tür.

Der Patient war ein Mann mittleren Alters, mit eingefallenen Wangen und Augen, die weit mehr gesehen hatten, als sie hätten sollen. Er saß aufrecht am Tisch, die Hände ineinander verschränkt, als klammerte er sich an die Geste.

»Guten Morgen«, begann Orhan sanft. »Mein Name ist Orhan Osman. Ich bin Ihr Therapeut, und Sie haben Ihren Termin vergessen. Ich wollte Sie abholen. Lassen Sie uns in mein Büro gehen. Ich werde Sie in den nächsten Wochen begleiten.«

Der Mann, Hakan Sahan, nickte kaum merklich. Kaum im Büro, sagte Hakan: »Ich schlafe nicht mehr. Seit Monaten. Wenn

ich die Augen schließe, erinnere ich mich an Dinge, die mich stören, verletzen, ängstigen.« Seine Stimme war rau.

Orhan setzte sich ihm gegenüber. In dem Moment spürte er, wie seine eigenen Alpträume aufstiegen: Nächte, in denen er schwitzend aufwachte, verfolgt von Bildern aus dem Gefängnis. Doch er zwang sich, nicht wegzusehen.

»Woran erinnern Sie sich?«, fragte er behutsam.

»An einen Abteilungsleiter, der mich unrecht behandelt und vor allen Kollegen auslacht. Ich habe Angst, etwas zu sagen. Ich will meine Arbeit nicht verlieren, aber ich halte es nicht aus. Dann lachen alle, und ich stehe da und weiß nicht, was ich machen soll. Seit mehr als zwei Jahren. Wenn ich krankmache, dann wird es noch schlimmer. Ich bin Staplerfahrer, müssen Sie wissen, und da ich mich nicht mehr konzentrieren kann, habe ich schon einige Unfälle gebaut. Dann wird der Chef noch schlimmer, noch lauter ...«

Stille breitete sich aus. Orhan spürte, wie die Luft im Raum schwerer wurde. Sein Herz schlug schneller. Für einen Moment war er wieder in seiner eigenen Zelle, hörte das metallische Schlagen der Türen, die Schreie und Beleidigungen im Flur.

Halte es aus, sagte er sich innerlich. Wenn du das jetzt nicht aushältst, wie sollten sie es dann können?

Er nickte langsam. »Das klingt nach einer schweren Last.«

Der Mann blickte ihn prüfend an, wollte wissen, ob Orhan wirklich verstand. »Sie wissen nicht, wie es ist.«

Orhan schwieg einen Moment. Dann antwortete er leise: »Viel leicht weiß ich mehr, als Sie denken.«

Es war kein Geständnis, sondern ein Angebot. Der Mann blinzelte, leicht überrascht, und sein Blick veränderte sich ein wenig, weniger misstrauisch, fast neugierig.

Hakan sprach über seine Probleme am Arbeitsplatz, und neben-

bei erwähnte er auch seinen Libidoverlust. Er war schon beim Urologen, der hatte einfach nur gesagt: »Stress«.

Die Sitzung dauerte nur eine halbe Stunde, doch für Orhan fühlte es sich an wie ein ganzes Leben. Als der Patient den Raum verließ, war er erschöpft, aber auch erfüllt von einer leisen Gewissheit: Er hatte etwas ausgehalten. Nicht nur für sich, sondern für den anderen.

Später am Tag traf er Maryam Bal im Flur. Sie sah ihn an und schien zu wissen, was geschehen war.

»Wie war es?«, fragte sie.

Orhan überlegte, wie er es ausdrücken sollte. »Es war ... schwer. Aber auch richtig.«

Sie nickte. »So soll es sein. Schwer, aber richtig. Daran erkennen Sie, dass Sie am richtigen Platz sind.«

Orhan spürte, wie sich ein Knoten in seiner Brust löste. Zum ersten Mal seit vielen Jahren fühlte er, dass er nicht nur auf der Suche war, sondern angekommen.

Am Abend, als die Klinik leiser wurde und die Stimmen der Patienten hinter den Türen verhallten, fand sich Orhan Osman im Büro von Maryam Bal wieder. Der Tag hatte ihn erschöpft, aber auch wach gemacht, so, wie man nach einem langen Marsch durch das Dunkel plötzlich das erste Licht am Horizont erkennt.

Maryam Bal saß an ihrem Schreibtisch, die Brille in der Hand, während sie durch einige Unterlagen blätterte. Als er eintrat, legte sie die Papiere beiseite und sah ihn aufmerksam an.

»Setzen Sie sich, Herr Osman.«

Orhan nahm Platz. Seine Hände ruhten auf den Oberschenkeln, um sicher zu sein, dass seine Beine nicht unkontrolliert zu zittern begannen.

»Ich habe von Ihrer ersten Sitzung gehört«, begann sie. »Sie haben einen schwierigen depressiven Patienten übernommen.«

»Ja«, antwortete Orhan leise. »Er ist voller Erinnerungen und Kränkungen, die ihn nicht loslassen. Ständiges Grübeln verhindert den Schlaf.«

Maryam nickte. »Und wie war es für Sie?«

Orhan überlegte. Er wollte von den Bildern erzählen, die auch ihn verfolgt hatten, von dem Moment, in dem er glaubte, selbst wieder in den Zellen seiner Vergangenheit zu stehen. Doch er sprach nicht alles aus.

»Es war ... wie ein Spiegel. Ich habe gespürt, wie nah mir seine Worte gingen. Aber ich habe es ausgehalten. Und das war neu für mich.«

Maryam lehnte sich zurück, verschränkte die Arme. »Sie wirken sensibel. Vielleicht sogar sehr sensibel. Das ist eine Stärke, aber auch eine Gefahr. Sie dürfen nicht in den Strudel der Patienten hineingezogen werden.«

Orhan nickte. »Ich weiß. Aber vielleicht ist es genau das, was mich geeignet macht. Weil ich verstehe, was es heißt, wenn die Nacht nicht endet.«

Einen Moment lang war es still. Maryam Bal musterte ihn mit einem Blick, der hinter die Worte reichte. Dann sprach sie langsamer, fast bedächtig: »Ich habe viele Therapeuten kommen und gehen sehen. Einige waren brilliant, voller Theorien, voller Diagnosen und doch kalt wie Stein. Andere waren leidenschaftlich, aber zu ungestüm, sie brannten aus. Was ich bei Ihnen sehe, ist eine Ruhe. Eine Weichheit, die nicht Schwäche ist, sondern Offenheit. Das kann für Patienten heilsam sein. Aber es wird auch Momente geben, in denen es Sie fast zerreißen wird.«

Orhan senkte den Blick. »Ich habe bereits erlebt, was Zerreißen heißt.«

»Ja«, erwiderte Maryam, »das habe ich mir gedacht.«

Sie schwieg einen Moment, dann fügte sie hinzu: »Ich wollte

nur wissen, ob Sie Ihre Arbeit hier leisten können. Und ich glaube, Sie können. Vielleicht sogar besser, als Sie es selbst glauben.«

Orhan hob den Kopf. In ihren Augen sah er keinen Zweifel, nur eine ruhige Gewissheit. Zum ersten Mal seit Jahren fühlte er, dass jemand nicht nur seine Brüche sah, sondern das Potenzial, das darin lag.

Als er später durch die stillen Flure der Klinik ging, summten die Neonlichter leise über ihm. In seinem Inneren wiederholte er ihre Worte: »Weich, sensibel, ruhig, empathisch.« Eigenschaften, die er selbst immer als Makel gesehen hatte, wurden ihm nun als Stärke gespiegelt.

Vielleicht, dachte er, war das der Anfang einer anderen Geschichte.